

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 249.

Sonntag, 20. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es wird mit längeren Zwischenräumen gesprochen von den Begebenheiten dieses einen oder mehrerer vergangener Tage. Mitunter weiß Molitor auch nicht recht Bescheid, und dann fragt er um Rat. Zum Beispiel: Was gehört eigentlich in eine Küche? Er hat zwei Töpfe und eine Pfanne. Aber vielleicht genügt das nicht? Man hat ihm da eine Menge merkwürdiger Dinge als nötig empfohlen, die er nicht behalten kann.

Aber auch von der Hungerfarm, ihrem Entstehen und ihrem Aufbau wird gesprochen; von Kaspar, dem Pony, und Zerberus, dem Höllehund. Von dem Kreuzer „Danzig“ und dem Hof Alteneichen bei Neubrandenburg. Davon, daß man als Knabe Entenküken ins Pumpenrohr gesteckt und dann herausgepumpt hat — unbegreifliche Niedertracht! Andererseits aber auf den abgemähten Wiesen die erbärmlich nackten Insassen verlassener Rebhühner in die Mühe sammelte und einer biedereren Glucke unterschob, die den Schwindel nicht merkte.

Zwischendurch denkt Molitor dann wohl: Wie lange habe ich eigentlich davon nicht gesprochen? Habe ich Ines das je erzählt? Kaum. Es interessierte sie nicht... Man fühlt schnell, wo man von sich sprechen soll und wo nicht. Aber man denkt sich nicht immer etwas dabei.

Eines Abends sagt Molitor: „Morgen reise ich ab — ins Südendorado. Zur Übergabe. Ich komme zurück, wenn die „Hansa“ einläuft. Ich denke, daß meine Braut mit diesem Schiff kommt.“

„Auch mein Onkel kommt mit der „Hansa“. Ich erhielt gestern die Meldung. Dann hätte Ihre Braut ja Begleitung auf der langen Fahrt.“

Molitor streichelt den schlafenden Clever. Dann meint er: „Das wußte ich gar nicht. Herr de Hemptin kommt auch?“ Er sieht Juliane an.

Sie hat den Kopf an die Lehne ihres Sessels gelegt und die Augen mit reglosen Wimpern nach oben gerichtet. Das stille Licht der Sterne bricht sich in dem klaren Grau. „Er wird mit Mr. Madenzie verhandeln.“ Jeder Zug ihres Gesichts ist von dem fernen, magischen Licht der Nacht übergossen. Es ist bis ins Innerste rein und ernst, dieses Gesicht, tief erschlossen.

Molitor wendet schon den Blick ab. Zum erstenmal seit vielen Abenden sind heute Madenzies und de Hemptins Namen gefallen, auch der von Molitors Braut; des Prinzen Bitry wurde niemals Erwähnung getan.

Die „Hansa“ läuft die Reede von Bordeaux an, auf dem Weg von Antwerpen nach Australien. Hemptin lehnt an der Reling des Promenadendecks, neben Prinz Bitry. Das Fallreep wird heruntergelassen, um Passagiere zu entlassen und neue aufzunehmen.

Plötzlich zieht Hemptin die Nase fräus, reibt mit dem gelblichen Zeigefinger die Spitze und sagt: „Sehen Sie mal — Ist das nicht Fräulein Discaill? Die Dame da im blauen Staubmantel mit der gelben Handtasche!“

Dabei sieht er den Prinzen von der Seite an, der kaum merklich zusammenzuckt. „Tatsächlich — ich glaube — wirklich!“ Bitry löst sich von der Reling und geht ohne ein weiteres Wort langsam zum Achterdeck, wo er stehenbleibt und gedankenvoll ins Wasser starrt. Hemptin

hat ihm aufmerksam nachgesehen; dann geht er Ines entgegen.

„Herr Doktor —!“ Sie reicht ihm die Hand. Trotz des warmen Sommertages ist ihr Gesicht bleich; die großen, dunklen Pupillen zittern eigentümlich, während sie dem forschenden Blick ihres ehemaligen Chefs standhält.

„Also doch noch entschlossen?“ fragt Hemptin. „Recht so! Ich gratuliere. Werden Sie gern unter meine Fittiche nehmen, Ines. Prinz Bitry ist übrigens auch an Bord.“

„Ich weiß.“ Nach diesen Worten schließt Ines fest die Lippen und sieht, an Hemptin vorbei, auf den Steward, der mit dem Gepäck kommt, um sie zur Kabine zu geleiten.

„Na — Sie werden sich also erst mal häuslich niederlassen wollen, wie? Nachher sehen wir uns dann wohl zum Diner? Wer hat denn wohl alles so schnell für Sie geordnet? Sie waren doch gar nicht wohl in letzter Zeit?“

„Kerkhoove. Er ist ein rührend guter Mensch.“ Sie sagt es leise und weich, als zähle der stille Mann, den man im Norden zurückließ, zu den Verstorbenen. „Ich möchte nicht mit Herrn von Bitry am gleichen Tisch essen, Herr Doktor“, kommt es schnell hinterher. „Sie essen wohl mit ihm zusammen?“

Hemptin zeigt nicht die geringste Überraschung. Sie gehen beide hinter dem Steward den Gang entlang. „Prinz Bitry hat einen Kriegskameraden getroffen, der nach Australien fährt, um von Melbourne aus einen Europa-Flug anzutreten, wie man so ein Unternehmen ja wohl nennt“, erzählt er. „Mit dem ist er viel zusammen, also nicht auf mich angewiesen.“

Als Ines abends den Speisesaal betritt, findet sie ihr Gedeck an Hemptins Tisch. Um dorthin zu gelangen, muß sie an dem Platz vorüber, den Prinz Bitry eingenommen hat. Bei ihm sitzt ein fremder Herr. Ines merkt es, ohne hinzusehen.

„Ist sie das?“, fragt der Freund, nachdem sie vorüber ist.

Bitry nickt. Er trinkt seinen Cocktail in einem Zuge aus. Die Hand, die das Glas hält, zittert.

„Donnerwetter — raffiges Weib!“, murmelt Stephan Baron Kroll, noch immer verblüfft, läßt das Einglas aus dem Auge fallen und sieht Bitry an, der mit vernünftigem Gesicht auf das Tisch Tuch starrt. Kroll ist klein und rundlich, wirkt dabei aber hart und elastisch, wie ein Tennisball. Er hat auf der linken Wange eine rote Narbe, die, von einem Geschoßsplitter herrührend, den Mund etwas schief gezogen hat. „Ich kann dich ja verstehen, Max“, erklärt er nach einigen Minuten peinlichen Schweigens. „Able Geschäfte, das Ganze — natürlich. Sehr übel. Was soll geschehen? Ich stehe dir selbstverständlich zur Verfügung.“

Bitry zuckt hilflos die Achseln. „Ich weiß wirklich nicht —“

Kroll runzelt die Brauen. „Aussprache?“

„Ich nehme an, ja.“

„Mein Rat: Tabula rasa — möglichst ohne aufsehenerregende Szenen sich tunlichst anständig aus der Affäre ziehen! Aneifen wäre verfehlt — siehst du ein? Also, gut! Um gewisse Konsequenzen kommt man da

nicht herum. Ich verstehe nur eins nicht: Wie du — —“ Kroll bricht ab.

Bitry hebt den Kopf. „Du kennst die Atmosphäre nicht, in der ich die letzten Jahre gelebt habe, Stephan“, sagt er unsicher, nach Entschuldigung suchend. „So was färbt ab. In geordneten Verhältnissen ist es leicht, ein anständiger Mensch zu bleiben . . .“

Am Morgen des Tages, an dem die „Hansa“ im Hafen von Adelaide einlaufen soll, kommt Molitor ins Frühstückszimmer des Hotels. Er wird von Clever so gleich bemerkt und stürmisch begrüßt, wie es dem lebhaftesten Temperament eines echten Terriers entspricht. Als Molitor Juliane die Hand reicht, öffnet sie den Mund, sagt aber nichts, sondern sieht ihn nur an. In ihrem Gesicht zuckt es bedenklich.

„Sagen Sie es ruhig!“ ermutigt Molitor sie. „Ich sehe prachtvoll aus — ich weiß.“ Er versucht, dabei zu lächeln, aber der Versuch bleibt in den Anfangsgründen stecken. „Ich habe schon die ganze Nacht kalte Umschläge gemacht und mir Salbe ins Gesicht geschmiert, aber es nützt nichts.“

„Entschuldigen Sie“, bittet Juliane, „aber ich hätte Sie beinahe nicht erkannt! Ihr Gesicht sieht aus wie eine Vollmondlandschaft durchs Fernrohr. Ich kenne es doch nur schmal und glatt.“

Molitor gießt sich Tee ein. Er muß sich gestehen, daß Julianes Vergleich zutreffend ist; aber diesmal lacht er von vornherein nur mit den Augen. Über dem rechten Wölb sich die und rot ein kapitaler Moskitoftich, unter dem linken das Pendant dazu; außerdem zieren ihn mindestens ein halbes Dutzend Mückenstiche und verschiedene Schrammen, die auf einen Ritt durch den Scrub schließen lassen, unwegsames, hohes Stachelgebüsch des unkultivierten Bodens.

„Sie sind mir doch nicht böse?“ erkundigte sich Juliane. „Es war ein dummer Scherz . . . Dies wird ja bald vorübergehen, nicht wahr? Aber sicher ist es Ihnen lästig, gerade heute, wo Sie Ihre Braut abholen wollen . . . Haben Sie inzwischen Nachricht?“

„Ich fand gestern ein Kabel vor, als ich zurückkam. Ich hatte mich etwas lange draußen aufgehalten. Reaktion auf die Tage in der Stadt. Als alter Buschmann mußte man sich wieder mal austoben. Nun ist es vorüber.“ Molitor streicht sich ein Brötchen.

Juliane wirft ihm einen forschenden Blick zu. Sie versteht schon: Abschied, Übergabe — Einfargen einer Hoffnung. „Und nun wollen Sie also Ihr Haus einrichten? Das macht Spaß, stelle ich mir vor. Ihre Braut wird entzückt sein von all den schönen Sachen, die Sie angeschafft haben!“

„Ich hoffe. Ich hätte gern alles vorher fertig gehabt; aber der Transport ist sehr umständlich — es geht nicht so schnell. Wenn wir in den nächsten Tagen hin- fahren, stehen Möbel und Kisten bei der Fahne, denke ich. Parter wird mir helfen. Hoffentlich kommt inzwischen kein Unwetter.“

Den Betrieb mit der Fahne kennt Juliane schon aus abendlichen Gesprächen; auch den Nachbar Parter.

„Sie fahren wohl auch heute nachmittag nach Port Adelaide?“ fragt Molitor.

„Ja; mit Madenzies Wagen. Er selbst auch.“ Sie gibt Clever ein Stück Brot, von dem er gewissenhaft Fleisch und Butter abstreift. „Haben Sie schon ein Quartier für Fräulein Discaill besorgt?“ fragt sie dann.

„Ja: hier im Hotel.“

„Ich auch, für meinen Onkel. Dann wären wir ja alle ziemlich vollzählig beisammen. Bis auf Hendrik. Mein alter Herr muß nun schon bald ein Vierteljahr seine Tulpen und Hyazinthen allein besorgen. Hoffentlich langweilt er sich nicht. Ich glaube eigentlich kaum.“

„Es muß schön dort sein.“

„Ist es auch. Rosenpoort ist einzig. Schade, daß Sie es nicht kennen!“ Juliane wendet sich dem Fenster zu. Ihr Gesicht hat etwas kindlich-Sehnsuchtsvolles dabei.

„Aber Sie und Ihr Onkel müssen sich die Hungers- farm ansehen, wenn alles fertig ist! Es wird Sie interessieren.“

„Sicher.“ Sie lächelt schon wieder, wenn auch noch

nicht ganz frei. „Kaspar und Zerberus und den Busch und Parter. Natürlich, gern!“

„Werden Sie — —“ fragt Molitor, bricht dann ab, stopft seine Pfeife und setzt sie in Brand. „Werden Sie hierbleiben?“

Juliane, die ihm zugehört hat, zögert. Ihr Gesicht verschattet sich. Verjüngt streicht sie langsam das braune Haar zurück. „Ich weiß noch nicht . . .“

Molitor sieht sie fragend an, schweigt aber.

„Ich glaube, es ist Zeit für mich“, sagt sie und steht auf.

Die Passagiere verlassen das Schiff. Hemptin begrüßt Juliane, Madenzie Bitry. Molitor, der sich im Untergrund gehalten hat, geht unmittelbar auf Ines zu, die hinter den anderen zurückgeblieben ist. Er hat sein Aussehen völlig vergessen. „Ines — da bist du also! Bist gekommen — endlich!“

Sie sieht mit dem rätselhaften Blick ihrer blaugrünen Augen unter dem breiten Hut hervor zu dem Manne auf, der vor ihr steht: groß und hager, sonnenverbrannt und — — „Astan — wie siehst du aus?“

Ja so! Er läßt den Arm, den er schon um ihre Schulter gelegt hatte, beschämt sinken, als er dieses schreckvolle Zurückweichen spürt. Sein Lächeln, dessen schmerzhafteste Spannung er gar nicht gefühlt hatte, erstickt. Er spürt erst jetzt, daß es weh tut, als ihm das Blut in den Kopf schießt. „Ja — schrecklich, ich weiß! Doch das geht rasch vorüber. Du siehst ganz erschrocken aus, Kleines. Aber komm nur!“

Nun ist Ines an sich nicht klein, wenn auch kleiner als er. Und erschrocken? Die Schatten unter ihren Augen können davon nicht kommen.

Molitor bemerkt sie jetzt. „Du bist sicherlich abgespannt, ja? Wir wollen uns hier nicht lange aufhalten. Nur das Gepäck . . . Ich bringe dich sogleich zum Wagen.“ Er läßt den Kuli das Gepäck in den Koffiz verstauben. „Ist das alles — ja?“ Er setzt sich neben sie an Steuer. „Dann kann es losgehen!“ Er gibt Gas, wendet ihr noch einmal kurz das Gesicht zu. „Du bist ganz blaß . . . Ist dir schlecht?“

„Laß nur!“ Sie versucht ein Lächeln — das erste. „Mir ist nicht gut — verzeih! Ich glaube, ich muß mich gleich hinlegen.“

Molitor sieht besorgt aus. Aber er muß sich jetzt um seinen Wagen kümmern, um ihn aus dem Gedränge zu bringen. Als sie freie Bahn haben, sagt er, vor sich auf die Straße blickend: „Du wirst dich schnell erholen. Gegen Abend läßt die Hitze nach. Ich bin so glücklich, daß du schon jetzt gekommen bist! Daß ich dich hier habe — endlich! Sei nur ganz ruhig! Wir erzählen uns später alles; es ist zuviel auf einmal. Das spüre ich doch auch.“

Ines erwidert nichts. Weiter vorn, eben noch zu sehen, fährt Madenzies Wagen, in dem Juliane und Dr. de Hemptin sitzen. Und Prinz Bitry . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Brief.

Ein glatter Bogen, weiß und ohne Zeichen, Ward er gelöst von andern seinesgleichen, Um mit dem Sinn der Schrift sich zu erfüllen.

Wie Schicksalsrunen sich ins Leben rihen, So schürften ihm die schlanken Federspitzen Botschaft als Schicksal ein nach fremdem Willen.

Und das Papier wird teilhaft der Gedanken, Die es in Licht und dunklem Spiel umranken, Blutvoll durchströmt wie ein lebendig Wesen.

Es wandert, schicksalträchtig, in die Weite, Unwissend selbst, was Seite dicht an Seite Beschlossen liegt, aus Runenschrift zu lesen.

So dringt der Brief, ein Fremdling, dir ins Zimmer, Ist Gruß und Hoffnung, fernem Glück ein Schimmer, Ist trüber Räuber oder Zufallsbote.

Vielleicht, daß Augen stolz ihn überleuchten, Vielleicht, daß Frauentränen ihn befeuchten, Er fühlt es nicht. Er mußte sich vollenden,

Dem stummes Leben ward aus Menschenhänden, Nun taüsternd still bereit dem Flammentode.

Heinrich Heis.

Der Zeuge.

Skizze von Harald Tandrup.

(Aus dem Dänischen von Marieluise Henniger.)

Wir sprachen von Träumen, als eine Dame sich an ihren Mann wandte und ihn aufforderte: „Erzähle den Traum, du weißt schon . . . als du noch ein junger Mensch warst.“

Es war das erste Mal, daß wir diesem Manne Beachtung schenkten. Er hatte die ganze Zeit nichts gesagt, und wir konnten bemerken, wie er errötete, als wir ihn ansahen.

„Ach“, sagte er, „was ist ein Traum? Ja, wenn man es selbst erlebt hat — aber sonst . . . wer wird es glauben?“

Natürlich mußte er trotzdem erzählen.

„Da ist eine unserer kleinen Provinzstädte, die den Ruhm genießt, von sieben Bächen durchflossen zu werden. An jedem liegt eine Mühle, deren größte eine kleine Tuchfabrik mit Kraft versorgt. Dort war ich angestellt. Das Jahr, bevor ich in das Städtchen kam, hatte ich einen merkwürdigen Traum, und zwar den gleichen ungefähr zehnmal. Ich entsinne mich also aller Einzelheiten. Mir war, als ginge ich über einen Boden, den ein Lattenverschlag abschloß. In der Wand befand sich eine Brettertür, an der mit Reißbrettstiften das Titelblatt einer illustrierten Zeitung befestigt war. Es stellte Ransen auf dem Binneneis dar. Ich öffnete die Tür und gelangte in den anderen Teil des Bodens, wo eine Anzahl großer Wannen war. Mitten auf dem Fußboden stand ein Mann mit feuerrotem Bart. Er blickte sich um, verwirrt oder spähend. Plötzlich schoß ein Mensch aus einer der Wannen empor. Ein wilder, zerlumpter Burche, mit einem Messer in der Hand. Der Mann mit dem Barte drehte ihm den Rücken zu, mußte aber das Geräusch gehört haben, denn er wandte sich mit einem Satz. Der andere stach nach ihm. Der Angegriffene drehte sich zur Seite, ergriff eine Axt, die an die Wand lehnte, und hieb dem Messerstecher über den Kopf. Und da war der Traum zu Ende.“

„Dann weiß ich auch, was Sie sagen wollen“, meinte eine Dame. „Sie haben das später alles erlebt.“

„Nein“, sagte er, „niemals!“

„So träumte ich auch einmal von einer Ratte“, bemerkte ein anderer Herr.

„Mein Mann ist noch nicht fertig“, warf die Frau ein. „Erzähle, was du in jener kleinen Stadt später erlebst!“

Und er erzählte: „Die Tuchfabrik hatte mir bei einem alten Färber ein Zimmer gemietet, der an dem gleichen Bach wohnte, von dem das Mühlenrad getrieben wurde. Der Mann war nicht zu Hause, aber seine Frau zeigte mir das Zimmer. Es läge etwas abseits, sagte sie, sei aber schön und groß. Wir gingen eine Treppe hinauf auf den Boden. Ich erkannte ihn sofort wieder. Es war der Boden meines Traumes! Ich sah den Lattenverschlag und die Tür mit dem Bild aus der illustrierten Zeitung. Wir gingen hindurch. Da standen die Wannen . . . und dort an die Wand gelehnt, die Axt.“

Jetzt, da ich die Geschichte erzähle, kommt mir alles unheimlich vor. Als ich sie aber erlebte, war ich lediglich erstaunt. Ich konnte es nicht unterlassen, an eine der Wannen mit dem Messinggriff heranzutreten: Es war gerade die, aus welcher der Mann herausgeschneilt war, und ich blickte hinein. Natürlich befand sich niemand darin. Aber die Frau sagte: „Das sind alte Wannen, die schon zur Zeit meines Vaters in der Färberei gestanden haben. Aber jetzt sollen Sie das Zimmer sehen.“ Sie öffnete die Tür zu einem reizenden Giebelzimmer mit der schönsten Aussicht auf die Wiesen und den Dom. Gerade unten lief der Bach vorbei. Am Ende des Hauses befand sich eine direkte Treppe, sobald ich abends nicht über den Boden zu gehen brauchte. Ich hätte es wohl auch kaum gewagt. Drei glückliche Jahre wohnte ich dort und kann versichern, daß ich niemals etwas sah oder hörte, was mich hätte erschrecken können.“

„Ja“, meinte der Herr von vornhin, „es gibt viele sonderbare Träume. So träumte ich zum Beispiel mal von einer Ratte.“

„Entschuldigen Sie“, bemerkte der Erzähler, „ich bin noch nicht ganz fertig. Ich lernte den alten Färber kennen und verkehrte bei ihm wie ein Sohn des Hauses. Im zweiten Jahre meines Dortseins wurde der Mann ernstlich krank und welkte von Tag zu Tag mehr dahin. Eines Nachts kam die alte Frau und weckte mich. Sie sagte, daß ihr Mann in den letzten Tagen läge und mich vor seinem Ableben zu sehen wünschte. Ich entsinne mich des Krankenzimmers mit dem Schirm vor der Lampe, des unrasierten Mannes in seinem weißen, groben Nachthemd, der knöchigen Hände auf dem Deckbett. Er wandte sich zu mir und sagte: „Es ist schwer zu sterben, wenn man etwas auf dem Gewissen hat. Würden Sie glauben, daß ich einen Menschen umgebracht habe? Sehe ich wie ein Mörder aus? Es geschah aber aus Notwehr. Glauben Sie, daß mir Gott verzeihen kann?“

Die Frau trat an die andere Seite des Bettes und trocknete seine Stirn: „Wenn nur keiner mehr auf dem Gewissen hätte als du“, sagte sie.

„Ich tötete ihn hier im Hause“, sagte er (Sterbende sprechen immer so fern und nicht zu einer bestimmten Person. Sie starren

auf ein Tapetenmuster, während sie reden.) . . . „Ich warf die Leiche in den Bach, und sie trieb hinab in die Mühle. Als sie ihn fanden, glaubten sie, daß er dort ertrunken sei. Es trug sich so zu, daß ich eines Sonntags allein zu Hause war und hörte, wie sich jemand die Treppe hinauf schlich. Das war er!“

Er schwieg und versank in Gedanken, und ich sagte, um ihn zu trösten: „Wenn Sie wissen, daß es Notwehr war, brauchen Sie sich keine Gewissensbisse zu machen!“

„Ach, Sie kennen das nicht. Im ersten Augenblick möchte man darauf schwören, daß es Notwehr ist, aber wenn man später darüber nachgrübelt, taucht der Gedanke auf, daß es vielleicht nicht nötig war. Möglicherweise wurde mein Leben gar nicht bedroht; das habe ich mir vielleicht nur eingebildet. Vielleicht hatte der arme Kerl mehr Angst vor mir als ich vor ihm. Wäre doch bloß ein Zeuge dabei gewesen! Aber hören Sie nun. Als er die Treppe hinaufstieg, schlich ich hinterher. Ich hörte ihn über den Boden gehen. Dann rief ich: „Hallo! Wer dort?“ Niemand antwortete. Ich ging dorthin, wo die Wannen stehen . . .“

„Hatten Sie damals einen roten Vollbart?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er, „wie kommen Sie darauf?“

„Ich weiß alles“, erwiderte ich. „Sie standen auf dem Boden und blickten sich um. Plötzlich sprang der Mann aus der Wanne mit den Messingringen hervor. Ja. Ja! . . . Er hatte ein Messer in der Hand und stach nach Ihnen. Sie sprangen zur Seite und ergriffen die Axt. Er war der Angreifer, aber Sie handelten in Notwehr.“

Mit aufladernder Kraft erhob er sich im Bett, streckte seine Hände gen Himmel und sagte laut: „Gott sei gelobt. Der Zeuge ist gefunden!“ Er wollte mehr sagen, aber es war nur ein Murmeln. Als er ins Bett zurückfiel, erlosch sein Lebenslicht, und er starb vor meinen Augen. Wir verweilten einen Augenblick schweigend und starrten in sein Gesicht, dann bedeckte ihn die Frau mit einem Laken und sagte: „Jetzt steht er vor dem Richter, der seine Zeugen braucht, weil er allwissend ist!“

Der Mann mit dem Traum schwieg. Einen Augenblick blieb alles still, dann sagte der Herr von vornhin: „Es gibt keine Erklärung für Träume. So träumte ich einmal von einer Ratte.“

Der Haken.

Eine betrübliche Geschichte von G. W. Beyer.

Von Rechts wegen hätte man sich ärgern müssen. Aber Tante Klara konnte und durfte man so etwas nicht übel nehmen. Denn erstens war sie immer ein wenig hinter ihrer Zeit hergetraut, und zweitens bestand die Hoffnung, daß sie bei ihrem Hinscheiden dereinst ein ansehnliches Bankkonto hinterlassen würde. Also: „Vielen herzlichen Dank für das wunderschöne Bild, liebe Tante. So etwas hat uns gerade noch gefehlt!“

Wahrhaftig, das hatte gerade noch gefehlt! Seit einem Vierteljahr sah man nun in seinem eigenen Häuschen, freute sich, endlich eingerichtet zu sein und so schöne moderne Tapeten an den Wänden zu haben, auf die kein Bild paßte. Eines von Tante Klara schon gar nicht! Ein ganz unmögliches Ding in schwerem, verschnörkeltem Goldrahmen. Irgend so ein Eisenreigen im Vollmondschein, bei dem man sich nur wunderte, daß die Leinwand ein solches Massenaufgebot an prallem Fleisch aushalten konnte, ohne unter dem Übergewicht zu reißen.

Aber das half ja alles nichts. Das Bild mußte aufgehängt werden; denn fand es Tante Klara bei ihrem nächsten Besuch nicht an der Wand, so war sie gekränkt bis in die tiefsten Falten ihrer jungfräulichen Seele. Also die Leiter her, und einen Haken in die schöne unberührte Wand gehauen. Hoffentlich schlug der Nachbar im Nebenhäuschen Wand an Wand keinen Krach!

Natürlich! Immer mußte man sich über die Frauen ärgern. Anstatt wieder aufzuräumen, wenn sie etwas gebraucht hatten, warfen sie das Zeug lunterbunt durcheinander in die Kumpellammer. Drei Besen, zwei Schrubber, ein Bügelbrett und dahinter erst eine Leiter. Na, endlich fand man sich durch den Mist hindurch. Her mit der Leiter!

Soweit war Herr Kummer nach ausgiebigen Selbstgesprächen mit seinen Vorbereitungen zum Aufhängen des junonischen Eisenreigen gekommen, als er plötzlich infolge eines empfindlichen Schlages von oben den Kopf tief in die Schultern steckte und sich auf den Boden setzte. Im Fallen dachte er, der schwere Kleiderkranz im ersten Stod wäre durchgebrochen. Ein wenig zerbrechlich sah das Haus sowieso aus, und der Krach war groß genug.

Doch nach einiger Zeit merkte Herr Kummer, daß er noch lebte. Gleich darauf stellte er dank seines gewohnten Scharfblicks und langjähriger Erfahrungen als Ehemann fest, daß die Gattin geglaubt hatte, der oberste Leitertritt sei der geeignetste Platz zum Aufbewahren sämtlicher Scheuer-eimer.

Doch schließlich stand die Leiter im Zimmer, und Herr Kummer fand auch nach fünf Minuten den Hammer beinahe dort, wo er ihn suchte. Selbst Haken waren vorhanden. Kleine, mittlere und ganz große, scheinend für lebensmüde Schwergewichte geschaffen. Hoffnungsvoll kletterte Herr Kummer auf die Leiter: „Erst mal mit dem Nagel nach ‘ner Fuge suchen. Donnerwetter, so ein Glück!“ Schon beim ersten Ansehen war sie gefunden. Nun einen mittleren Haken! Gerade ansehen und mit aller Kraft gehauen. Der erste Schlag war der wichtigste. Pfui Teufel! Auf die Finger gekloppt? Unsinn, so etwas kam nur in Geschichten vor, aber nicht bei Herrn Kummer. Nein, der Haken war mit einem Schlag bis an den Kopf in der Wand verschwunden. Er sah so locker, daß Herr Kummer ihn mit den Fingern wieder herausziehen konnte.

„Versuchen wir es weiter oben!“ Der Erfolg war der gleiche. Die Wand schien hohl. „Schön, nehmen wir einen von den ganz großen Haken. Der muß doch endlich fassen!“ Leider erwies der Haken Herrn Kummer den Gefallen nicht. Dreimal verschwand er vollkommen in der Wand, ohne Halt zu finden.

Beim vierten Versuch stieß er endlich auf Widerstand. Herr Kummer strahlte. Er schlug und schlug. Verflucht hart war das Zeug! Der Haken mußte mitten in den Backstein geraten sein. Um so besser hielt er. Herr Kummer klopfte, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann. Erschöpft und doch befriedigt kletterte er von der Leiter.

Nach einiger Zeit hatte er sich soweit erholt, daß er Tante Klaras Bild heranschieben konnte. Mit Ausbietung aller Kräfte gelang es ihm, den leichtbeschwingten Essentischen hochzustemmen und an den Haken zu hängen. Dann bejaß sich Herr Kummer sein Werk. Schaudernd schlug er die Hände vors Gesicht: „O Tante Klara, unser ganzes Zimmer ist verhängt!“ Doch was tut man nicht alles um einer lieben Verwandten willen? —

Ein halbes Jahr später sagte Frau Kummer zu ihrem Gatten: „Weißt Du übrigens, das Boas nebenan ausziehen? Der Möbelwagen steht schon vor der Tür.“ Wenn Herr Kummer es auch nicht von seiner besseren Hälfte erfahren haben würde, so hätte ihn eine Minute später lebhaftes Diskutieren im Nebenhause davon unterrichtet, was dort vor sich ging.

„Verflügter Schrank!“ klang es durch die Wand. „Will er sich denn gar nicht wegrücken lassen?“ Ein paar Menschen stöhnten und rieben drüben an der Wand. Eine Minute lang quälten sie sich hörbar. Dann wischten sie sich ansehnend den Schweiß von der Stirn und beratshagten.

„Alle Mann ‘ran!“ hieß es dann plötzlich. „Ho — rud!“ Herr Kummer sprang auf. Hatte sich nicht eben Tante Klaras Essentischen bewegt? Vielleicht vertrugen die leichtbeschwingten Wesen das Gedrüll auf der anderen Seite nicht.

„Ho — rud!“ Himmel, das Haus fiel ein! Der goldene Rahmen knisterte. Er ging aus dem Leim. Der funonische Essentischen fiel. Zertrachte am Boden. Gar nicht, wie man es von Essen erwarten sollte. Die Leinwand zerriß. Kleine polterten. Herr Kummer erstarrte.

Er wachte erst auf, als Herr Boas, der Nachbar, grimmig durch ein Loch in der Mauer zu ihm ins Zimmer blähte: „Herr, sind Sie verrückt geworden? Seit wann ist es denn Mode, daß man anderen Leuten mit so einem blödsinnigen Haken die Bücherstänke an die Wand nagelt?“

Herr Kummer verzichtete auf jede mündliche Erwiderung. Er packte nur den ersten Gegenstand, der ihm zwischen die Finger geriet, und warf die Base gegen das Loch.

Den darauffolgenden Prozeß verlor Herr Kummer mit Pauten und Trompeten. Das war aber längst nicht so schlimm wie die Tatsache, daß Tante Klara erst durch den Rechtsstreit vom Schicksal ihres Bildes erfuhr, eines Tages seine Trümmer wutschnaubend abholte und seitdem nicht wieder erschienen ist.

Auf ihren Besuch würde Herr Kummer ja gerne verzichten. Aber das schöne Bankkonto!

Die Gretl.

Von Julius Kreis.

Das Tandlerladl in der Altstadt hat die Tür sperrangelweit offen und läßt in seine finstere Schlucht die Sonne ein. Da blüht es auf dunklem Grunde von allerhand Metallzeug und Geschirr. In den Gehsteig hinein stehen zum Sonnen und Aufdünsten ein paar alte Blüschessel und ein Divan, darein sich eine Stuhbadewanne kuschelt, von der der Zahn der Zeit genüßig die Emaille abgeknabbert hat. Inmitten

dieses Richtplatzes für die Eitelkeit des Irdischen lehnt am Türpfosten eine gelbe, kopflose Jungfrau.

„Was is denn des, Mammi“, fragt ein kleines Mädel. Die Mammi, noch eine junge Frau, muß sich selbst ein paar Augenblicke besinnen.

„Des is a Gretl!“

Das Kind gibt sich seltsamerweise mit dieser schlichten Aufklärung zufrieden. Kinder, diese letzten großen Romantiker, lieben manchmal das geheimnisvolle an einem Ding oder Wort mehr als alle Erkenntnis. Das Mädchen betrachtet mit großen runden Augen die lockere Frauensperson, dieses mehr als durchsichtige Wesen, das von Kopf bis Fuß nicht auf Liebe eingestellt, aber aus spanischen Adern geflochten ist.

Die Generation unserer Mütter kennt es noch, das „Mannequin“ von ehemals, die „Gretl“. Nichts von der beschwingten Anmut der Schaufensterpuppen, ein holzgerades, aber hüftstarkes Gestell, wohlproportioniert, überall gut gerüstet.

So eine Gretl stand in der Stube der Schneiderin, der „Robes und Modes“, Fräulein Lina Schwanckl, und wenn wir auf Besuch mit ihrem kleinen Schorchi spielten, so mußte der als wilder Menagerielöwe hinter den Rohrgittern dieser Gretl brüllen; denn sie war sein Käfig.

Das war nicht ihr Hauptzweck. Sie mußte die „Robes“ der Kundinnen im Rohbau tragen und die tüchtige Modenkünstlerin formte dann aus der Tiefe des Gemüts die Besonderheiten für die Figur der jeweiligen Kundin. Damals hatte man feste Vorstellungen von Sitz und Schick, die weibliche Formenpracht war mehr genormt als heute. Wer in seiner Figur mit der Gretl nicht identisch war, mußte sich mit dem beschneiden, was die „Robes“ brachte.

Die Gretl hat noch die Zeit des Cul de Paris erlebt, wo man die Fülle der Natur mit Geschmack und Koffhaartissen betonte, hob, und jede Schneiderin ein formensfreundiger Rubens der Nadel war.

Die Gretl sah an sich die Schleppländer, die auf der Straße und in den Zeitungen ihrer Zeit so viel Staub aufwirbelten, sie erlebte an der Jahrhundertwende die Schinkenärmel und — nicht mit Wohlgefallen — die allmähliche Vereinfachung der Frauenkleider. Sie tat noch lange Dienst als schon die Mode den Rock ganz leise zu kürzen begann und Gretls schwarzer Dreifuß unter dem Saum zum Vorschein kam.

Da war sie schon eine Frau im gefährlichsten Alter. Die Jung- und Schlangkleidezeit hat ihr den Rest gegeben. Die große Pariser Modehäuser haben sie vielleicht nie ganz geschätzt, jetzt aber kam sie auch im Atelier Lina Schwanckl, Modes und Robes, in Acht und Bann. Die Frau wurde von Jahr zu Jahr persönlicher, reicher an Nuancen in ihrem inneren wie äußeren Wachstum. Das bedeutete für die Normfigur der Gretl das Ende. Eine schlanke Gretl, ein Garconne-Typ war undenkbar. Von Paul Poiret bis zu Lina Schwanckl mußten die Modenkünstler ihr Werk am lebenden Objekt proben.

In Speicherabteilen, Kumpelkammern, in verschwiegene Gemächern des Hauses findet man diese Gretl noch. Aus ihr spricht ein gelassenes und überzeugtes: Ich kann warten.

Sie hat mit Robes viel erlebt. Ihr Formideal kommt wieder. Was rund geschaffen ist, darf wieder rund werden.

Jetzt steht die Gretl vor dem Tandlerladen, nicht etwa bescheiden in der Ecke — ganz vorn. Sie steht wie ein dorniger kri unter Blüschmöbeln, Radioapparat und Stuhbadewanne, als wenn sie sagte: Meine Zeit ist da!

Vielleicht hat ihr jemand was von neuer Sachlichkeit ins nichtvorhandene Ohr geblasen; denn unter den Ridelrohrstühlen und Würfelstühlen wäre sie eine vorbildlich stilvolle Frau des Hauses.

Scherz und Spott

Chetries.

„Ich gehe zu meiner Mutter zurück“, schluchzte sie, „ich will dich niemals wieder sehen!“ — „Zu spät, mein Kind“, sagte er, „deine Mutter ist soeben zu ihrer Mutter zurückgekehrt!“ (Answers.)

Fransenlogik.

Er: „Jetzt habe ich eine volle Stunde auf dich gewartet!“ — Sie: „Aber Walter, ich sagte dir doch gleich, daß ich wahrscheinlich fünf Minuten zu spät kommen würde!“ (Söndasnisse.)